Der Wildfang.

Von Edwin Bormann.

Die Mutter spricht: „Mein Wildfang, sag',
Was lachst du nur den ganzen Tag?"
„Warum sollt' ich nicht lachen?
In Haus und Hof, in Feld und Flur
Sind lauter lust'ge Leute nur,
Und lauter lust'ge Sachen.

„Frühmorgens lacht der Sonnenschein
Mir lustig bis in's Bett hinein —"
„Und regnen thut's wohl nimmer?"
„Dann tropft's so drollig auf das Dach,
Dann quaken mich die Frösche wach —
Zu lachen gibt es immer.

„Zur Schule geht es trällernd dann,
Der Lehrer lacht, wenn ich was kann —"
„Und Schelte setzt's wohl nimmer?"
„O, wenn er wie ein Bärbeiß grollt,
Den Mund verzieht, die Augen rollt —
Zu lachen gibt es immer.

„Und komm' ich heim, was hat's für Noth,
Dann lacht mich an das Mittagsbrot —"
„Und Erbsmuß gibt's wohl nimmer?"
„Man schluckt es halt und denkt dabei,
Es wäre süßer Haferbrei —
Zu lachen gibt es immer.

„Dann geht es mit dem Heinz hinaus,
Da lacht man sich erst gründlich aus —"
„Und prügelt sich wohl nimmer?"
„Ach was, man geht nicht gleich entzwei;
Oft holt er aus und schlägt vorbei —
Zu lachen gibt es immer."

„So lach' denn weiter, Wildfang du,
Und fehl' dir nie ein Grund dazu;
Es ist ja keine Sünde."
Sie küßt der Mutter Wang' und Mund
Und lacht dazu aus Herzensgrund:
„Ich kann's auch ohne Gründe!"

Sterben.

Von Meta Schoepp.

Wenn er nicht diese unsinnige Angst gehabt hätte, würde er dem Freund nie geschrieben haben, zu kommen. Nun er's aber gethan, konnte er gar nicht die Zeit erwarten, bis er da war. Sobald eine Droschke vor dem Haus hielt, mußte Anna nachsehn, ob er's war, und wenn jemand die Treppe hinaufkam, hielt er den Athem an vor Aufregung.

„Ich finde es lächerlich," sagte seine Frau. „Du hättest ihn einladen sollen, wenn es Dir besser geht. Nun habe ich doppelte Arbeit. Und obendrein sieht es aus, als ließe ich es Dir an etwas fehlen. Worüber hast Du denn zu klagen? Ich thue doch wirklich, was in meinen Kräften steht!"

Ja, das that sie. Aber konnte er ihr von seiner Angst sprechen? Ach, wie sie ihn ausgelacht hätte! Sie würde sich ihm gegenüber auf den Lehnstuhl haben fallen lassen, die Hände um die Knie geschlungen, und ihre weißen Zähne hätten zwischen den rothen Lippen hervorgeblitzt — ja, so lachte sie. Und er saß dabei in seinem Bett, die knochigen Finger ineinander verschlungen und konnte den Blick nicht von ihr wenden. Sie dachte, er liebte sie? Das dachte sie, wenn er sie so ansah? Ach, die Eingebildete, die Ahnungslose. Weil er sie haßte, sah er sie so an. Weil er ein wüthendes Verlangen hatte, sie in einer wilden, in einer tödtlichen Umarmung zu ersticken, damit er endlich Ruhe hätte vor ihr; vor ihr, deren kräftige, runde Arme seinen siechen Leib emporhoben, als sei er ein Kind; die es längst vergessen hatte, in ihm den Mann, den Ueberwinder zu sehen. Ach, wie er sie haßte! Wie er sie haßte! Weil sie gesund war und stark und so wunderbar lebensfreudig, haßte er sie. Und weil er schwach und krank war. Und weil er wußte, daß sie noch glücklich sein würde, wenn sein Leib längst von den Würmern gefressen war. Das war ihm das schrecklichste. Daß sie noch genießen würde; sie und der andere. Und er war der festen Ueberzeugung, daß sie den „andern" längst kannte. Daß sie nur auf seinen Tod wartete. Und darum die Angst, die wahnsinnige Angst. Wenn es ihr zu lange dauerte? Wenn sie den schwachen Faden, an dem sein Leben hing, vorzeitig zerschnitt? Was konnte er dagegen thun? Er konnte zu keinem darüber sprechen. Gewiß nicht. Wer sie kannte, würde ihn für toll erklärt haben. Aber warum dann seine schreckliche Furcht? Er beobachtete sie unausgesetzt. Wenn sie stopfte oder flickte oder Briefe schrieb, haftete sein glühender Blick auf ihr. Und ging sie hinaus, konnte er kaum die Zeit erwarten, daß sie wieder kam. Wenn sie da draußen etwas vorbereitete, das ihm Schaden brächte.

„Du mußt mich nicht so komisch ansehn," sagte sie manchmal. „Wenn man krank ist, soll man nur daran denken, gesund zu werden." Und dabei betrachtete sie ihn mitleidig. Dann schoß ihm das Blut ins Gesicht aus Scham über seine Hinfälligkeit, seine Schwäche. Dann hätte er ihr entgegenschleudern mögen: ich hasse dich, ich hasse dich! Aber er schwieg und duldete es, daß sie ihm das Haar, das feuchte, blonde Haar aus den hohlen Schläfen strich oder den Hemdenkragen schloß oder Krümel entfernte, die im Bart hängen geblieben. Ja, er schwieg und lag ganz ruhig. Und manchmal schloß er die Augen und wartete unter wildem Herzklopfen auf etwas — vielleicht darauf, daß sie ihren Kopf dicht, dicht an seine Brust schmiegte — wie lange war es her, daß sie es zuletzt gethan!

Ja, vom Morgen zum Abend und wieder vom Abend zum Morgen wartete er darauf. Aber vergebens. Doch es war gut so. Sie mochte ahnen, daß er sie haßte. Er würde still liegen, ganz still; um sie sicher zu machen natürlich. Und dann würde er langsam, langsam seine Hände um ihren Hals legen, fester und fester. Bis sie die Besinnung verlor. Bis sie ausgeathmet hatte. Bis er sicher war, daß sie dem „andern" entrissen war, wie sie ihm entrissen war. Und dann würde er seinen Kopf auf ihre Brust legen und einschlafen. Und endlich würde er Ruhe haben. Endlich!"

„Kam nicht Jemand die Treppe hinauf?"

Geduldig legte Anna die Arbeit nieder, wohl zum zwanzigstenmal, und sah nach. Nein, es war Niemand.

„Aber ich habe doch deutlich Schritte gehört," sagte er mißtrauisch.

„Und hast dich trotzdem getäuscht, mein Lieber." Wie lustig das klang! Er war krank, schwer krank — und sie konnte noch lustig sein, die Falsche! Er war ihr so gleichgiltig, daß sie nicht einmal für nöthig hielt, Schmerz zu heucheln. Wenn er doch erst da wäre, der Freund, dem er sich anvertrauen konnte. Welche Erleichterung, alles, alles zu sagen, was ihn drückte! Vielleicht — wenn die schreckliche Angst von ihm genommen war, konnte er noch gesund werden? Sagte der Arzt nicht täglich: „Wenn Sie nicht so aufgeregt wären, würden wir das Fieber viel leichter bekämpfen können." Ja, gesund werden! Noch einmal gehen können durch grünende Felder und schattigen Wald! Wieder der Kraft seiner Muskeln vertrauen — in langen, durstigen Zügen die balsamische Luft trinken — und zur Seite ein junges, jubelndes Weib, verklärt durch sein Liebesglück, erfüllt von der Zuversicht, daß es immer, immer so bleibt —

Der Kranke stöhnte auf.

„Fehlt dir etwas?" fragte die Frau. Und als sie keine Antwort erhielt, ging sie zu ihm. „Hast du Schmerzen? Nein. Es hörte sich so an." Sie ordnete seine Kissen. „Sieh mal, es thut mir ja so leid, daß ich dir nicht helfen kann. Und es ist gewiß sehr langweilig. Aber du darfst auch nicht ungeduldig werden. Wenn du so stöhnst, raubst du mir allen Muth. Und ich wenigstens muß doch Kraft behalten, nicht wahr? Was soll denn sonst aus uns werden?" In diesem Augenblick sah sie so müde und hoffnungslos aus, als seien Jahrzehnte verstrichen, seit sie sein Weib geworden. Und waren doch erst drei Sommer in's Land gegangen.

Er bemerkte das nicht. Er war überzeugt, daß sie ihm vorwarf, wie sie arbeiten mußte und wie alles auf ihren Schultern ruhte. Er suchte nach einem Wort, um ihr weh zu thun; bis in's Innerste weh zu thun. Aber er fand keins. Zudem lag ihre Hand auf seiner Schulter, und er spürte die Wärme ihres Körpers. Da schoß eine Blutwelle in seine Schläfen, und sein Herz begann wild zu schlagen. Wenn er ihr's jetzt sagte, wie er sie haßte, sie, die sein Verderben war! Dieses Weib, nach dem er begehrte, wachend und träumend. Nein, er konnte ihr kein böses Wort sagen. Solange ihre Hand ihn berührte, konnte er's nicht. Aber er wandte nun langsam den Kopf, und seine heiße Hand griff nach ihrem Handgelenk.

„Du mußt dich nicht so weit von mir setzen, Anna," sagte er mit heiserer, bebender Stimme. „Warum thust du das? Ist es dir so unangenehm, bei mir zu sein?"

Ihr tiefes Erschrecken konnte ihm nicht verborgen bleiben.

„Habe ich etwas versäumt?" fragte sie gequält.

Mühsam richtete er sich auf. „Nein, nein, so meine ich es nicht —" Sie las sein heißes Werben in seinen Blicken, und ein Grauen empfand sie vor ihm. Wie fürchterlich dieses hohlwangige Antlitz mit den unheimlich rothen Flecken, dem langen dürren Hals, der eingefallenen Brust, aus der es so unheimlich röchelte — wenn sie ihn ansah, meinte sie den Tod zu sehen. Nichts, nichts an dem Kranken erinnerte sie mehr an den Mann, für den ihr einst kein Opfer groß genug gewesen. Alles an ihm war ihr fremd geworden; ja, es gab Stunden, in denen sie ihm Schuld gab, daß er ihr Leben vernichtet. Sicherlich hatte er gewußt, welch ein grimmer Feind an seinem Lebensmark nagte. Aber er hatte es verschwiegen, um sie zu besitzen, und hatte sie in sein Unglück mit hineingezogen. Sagten die Leute nicht, daß Schwindsucht anstecke? Wenn sie sich vorstellen sollte, daß sie eines Tages auch so daliegen müßte —

„Ich weiß nicht, was du willst," stammelte sie und wollte sich von ihm losmachen. Aber er gab sie nicht frei, obgleich von der Anstrengung die Adern in seinem Gesicht schwollen.

„Du weißt es nicht?" Ein trauriges Lächeln glitt über sein Antlitz. „Wenn ich früher sagte: komm zu mir, kam meine Anna auf mich zugeflogen und setzte sich auf meinen Schooß und war lieb und zärtlich und sagte, daß es nie, nie anders sein sollte. Weißt du das noch, Anna?"

Sie antwortete nicht, doch mit steigender Angst sah sie in seine unsteten, flackernden Augen. Ja, es war wirklich einmal so gewesen, wie er sagte. Ach, eine Ewigkeit war seitdem vergangen.

„Kannst du das vergessen haben?" fragte er. Doch da unterbrach ihn ein wüthender Hustenanfall, und als er vorüber war, sank er erschöpft in die Kissen zurück, und Anna trocknete seine nasse Stirn und wischte Blut von seinen Lippen.

„Kann ich noch etwas für dich thun?"

Da rang sich aus seiner Brust ein Schrei — ein Lachen war's oder ein Schluchzen — und seine abgezehrten Hände griffen nach ihr. „O du, du!" stöhnte er. Er wollte ihr sagen, daß sie treulos und wortbrüchig sei — aber es klang wie ein Liebesstammeln.

Es war Abend, als der Freund kam. Er konnte kaum sein tiefes Erschrecken beim Anblick des Kranken verbergen. Und doch sagte er lächelnd, den angstvollen Blick des Armen ruhig aushaltend: „Nun, auf deinen Brief hatte ich eine andere Vorstellung von dir. Du hast es wohl ein bischen schlimmer gemacht, damit ich ja komme. Du bist doch noch ganz der Alte! Und was für ein allerliebstes Frauchen du hast! Wenn man sie ansieht, muß man schon gesund werden. Und wie nett es bei euch aussieht —"

Gierig horchte der Kranke auf. Es that ihm so wohl, was er da hörte. Aber gleich darauf beschlich ihn die Angst um so stärker. Wie, er lobte sie auch? Hatte sie kaum gesehen und lobte sie schon? Wie machte sie es nur, daß sie alle Menschen für sich einnahm? Nun auch den Freund, dem er sich doch anvertrauen wollte.

„Ja, ja," sagte er hastig und blickte ängstlich nach der Thür, ob sie auch nicht kam, „es ist wahr, sie ist ganz nett; aber ich muß dir doch etwas sagen —"

Der Freund sah seine fieberheißen Wangen, seine krankhaft glänzenden Augen und legte die Hand auf des Kranken Mund. „Nicht jetzt, Erich, nicht jetzt. Wenn du erlaubst, mache ich es mir erst ein bischen bequem und bitte deine Frau um eine kleine Erfrischung —" Und er ging und athmete tief auf, als er draußen war. „Was ist nun der Mensch?" fragte er sich erschüttert, „was ist nun der Mensch?"

Er fand Anna in der Küche. Sie stand da mit hängenden Armen und vorgebeugtem Oberkörper. Sie schien etwas fragen zu wollen. Doch ganz plötzlich fing sie an zu weinen. Lautlos; aber ihr Körper zitterte dabei.

Er suchte nach einem Wort, um sie zu trösten. Was hätte er ihr sagen können? Jeder Trost wäre eine Lüge gewesen. So sprach er aus, was er im tiefsten Inneren dachte: „Arme Frau!" Er führte sie zu einem Stuhl und wartete, bis sie sich gefaßt hatte. Und sah dabei, wie hübsch und wie jung sie war.

„Ist er schon lange krank?" fragte er.

Sie hob den thränenschweren Blick. „Es war bald, nachdem wir verheirathet waren.

„Mein Gott —"

„Aber wir wußten nicht, daß es so schlimm würde. „Ich wußte es gewiß nicht. Ich war achtzehn Jahre."

Sie wischte mit der Schürze über ihr Gesicht. Und nun fiel ihr ein, daß er wohl hungrig sei, und holte Fleisch und Brot und Butter. Und dann saßen sie sich am blank gescheuerten Küchentisch gegenüber, und sie war glücklich, endlich einen Menschen zu haben, mit dem sie über ihr Unglück sprechen konnte. „Nein, ich wußte es nicht. Und er hat mir nichts davon gesagt. Und wenn er mir's gesagt hätte, würde ich es gewiß nicht geglaubt haben. Ich hatte ihn so lieb, und wir waren acht Geschwister zu Haus; da war's meinen Eltern schon recht, als wenigstens eine versorgt war. Wenn man arm ist, muß man ja froh sein, wenn man überhaupt einen Mann bekommt. Ja, wenn man alles vorher wüßte! Ich bin jetzt dreiundzwanzig Jahre alt, und von meinem Leben habe ich nichts gehabt. Nichts — nichts —"

Unverwandt sah er sie an. Sie sprach von sich; von ihrem vernichteten Leben. Und ein schrecklicher Vorwurf klang aus ihren Worten gegen den Mann, den sie einmal lieb gehabt. Dreiundzwanzig Jahre! Er wußte nicht, wen er mehr bemitleiden sollte: das Weib — oder den Mann.

„Anna!" rief der Kranke von drinnen.

Schnell strich sie das Haar glatt und eilte zu ihm.

„Warum kommt ihr nicht zu mir?" fragte er mißtrauisch. „Was thut ihr so lange da draußen? Und als er ihr noch immer erregtes Gesicht bemerkte, wurde er zornig. „Es paßt mir nicht, daß ihr hinter meinem Rücken zusammensteckt! Schämst du dich denn nicht? Sobald du einen Mann siehst, läufst du ihm in die Arme."

Sie antwortete nicht. Aber sie hielt sich mit beiden Händen am Bettpfosten. Sie durfte nicht widersprechen. Der Arzt hatte es streng verboten. Mein Gott, wie schwer war es oft ruhig zu sein! Sie drückte die Zähne in die Unterlippe, und eine feine Röthe stieg zu den Schläfen auf. Und die wurde purpurn, als nun der Freund eintrat und sie eine Frage in seinen Augen zu lesen glaubte.

Sie setzte sich auf den Stuhl am Fenster; aber ihre sonst so fleißigen Hände lagen im Schooß. Wie im Traum sah sie auf die beiden Männer, hörte sie, was sie sprachen. Die ungeduldigen Klagen des Kranken — zornige Worte über den Arzt, der ihn sicherlich falsch behandelte — über die Einsamkeit, zu der er verurtheilt war — über die Gleichgiltigkeit, mit der man ihm begegnete — da sank ihr Kopf auf die Brust. Da fühlte sie sich so müde, so kraftlos — so sehr selbst der Hilfe bedürftig — daß sie es nicht begriff, wie sie bisher so tapfer ihr Schicksal ertragen. Und doch verbarg sich unter dieser entsetzlichen Muthlosigkeit etwas wie Hoffnung, ein leises, leises Erwachen des Jugendbewußtseins, die Sehnsucht nach der Welt, nach der Freude — ja, sie war dreiundzwanzig Jahre und hatte noch nichts vom Leben gehabt.

Am nächsten Morgen mußte sie in das Geschäft gehen, für das sie arbeitete, um die fertigen Sachen abzuliefern. Erich benutzte die Zeit, um dem Freund alles zu sagen, was ihn bedrückte. „Ich bin überzeugt, daß sie mich aus dem Weg haben will," sagte er mit heiserer Stimme, „du mußt sie überwachen, Gustav, und mußt mir alles sagen, was du beobachtest, hörst du? Ach, wie sie mich manchmal ansieht! Aber sie hat Angst vor mir! Und das ist das böse Gewissen. Wenn ich ihr doch noch einmal zeigen könnte, daß ich der Stärkere bin." Er machte eine Bewegung mit den Händen, als wenn er etwas umkrallen wollte, und es schauderte den andern. Aber es entging ihm auch nicht seine Unruhe, solange sie nicht da war, und er war empört über den Verdacht, den der Kranke zitternd aussprach.

Als sie sich heute gegenüber saßen — Erich schlief — fiel ihm ihr blasses Gesicht auf. Sie hatte gestern frischer ausgesehen. „Erholen Sie sich, solange ich hier bin," bat er, „Sie reiben sich auf. Wollen Sie mir erlauben, daß ich eine Krankenpflegerin bestelle?"

Nein, sie wollte nichts davon wissen. Und Erich würde es nie zugeben. „Er kann mich nicht entbehren," sagte sie und wurde glühend roth.

„Aber Ihre Gesundheit! Denken Sie denn nicht daran?"

Da waren auf einmal wieder die Thränen. „Ach — ich — was liegt am mir! Und vielleicht bin ich auch schon krank!"

Sie stand auf und ging müde in's Krankenzimmer. Und als er später nachkam, sah er, wie Erich sie an beiden Handgelenken hielt, die glühenden Augen auf sie geheftet, und wie sie vergebens suchte, sich los zu machen. Da kannte er auf einmal die furchtbare Tragödie dieser beiden Menschen, und es flammte etwas in ihm auf. Aber es war nicht das Mitleid für den Freund.

Stöhnend war Erich in die Kissen zurückgesunken. Und dann, ganz unvermittelt, begannen seine wüthenden Vorwürfe. Selbstverständlich hätte sie einen Liebhaber. Man sollte ihn nur nicht für blind halten! Sie könnte ja kaum die Zeit abwarten, daß er todt war! Sie und der andere. Wo war sie, wenn sie so lange fort blieb? Aber noch war es nicht so weit — nein, ganz gewiß nicht! Er würde wieder gesund werden. Im Frühling. Er wußte es ganz sicher! Und dann — wehe ihr!

Er sprach immerfort, hin und wieder von wüthendem Husten unterbrochen, und der Freund, der ihn umsonst zu beruhigen suchte, hörte aus jedem Wort seine wahnsinnige Eifersucht, die qualvolle Sehnsucht nach dem Weib, dessen Liebe ihm verloren war. Er sah zu ihr hin — wieder hatte sie den Bettpfosten umklammert. Ihr Gesicht war weiß, ganz weiß, die kleinen, spitzen Zähne blitzten zwischen den halbgeöffneten Lippen und die sonst hellen Augen waren fast schwarz. Aber sie bewegte sich nicht. Sie sah nach dem Fenster hin, auf dem rothe Geranien blühten. So konnte nur die Verzweiflung blicken. Er hätte ihr so gern etwas gesagt — etwas Freundliches, Tröstliches — aber er hätte den Mann noch mehr erregt. So schwieg er.

Dreiundzwanzig Jahre — und nichts vom Leben gehabt!

Es war gut, daß sie endlich ging. Solange er dieses starre, weiße Gesicht sah, dachte er nur an ihren Schmerz; und daß sie so jung und hübsch war. Und eine eigenthümliche Unruhe wollte nicht von ihm weichen.

Erst nach Stunden, nachdem der Kranke eingeschlafen, sah er sie wieder. Sie saß am Küchenfenster, neben sich einen Korb voll Leinenzeug, in das sie Monogramme stickte. Aber sie that nichts. Und ihr Gesicht war immer noch starr und leblos. Er nahm einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber. Und wieder suchte er nach Worten, um sie zu trösten, und wußte doch nichts zu sagen als eine plumpe Frage: „Ist er oft so?"

Langsam wandte sie den Kopf zu ihm hin. Sie hatte offenbar nicht gehört, was er fragte. „Wenn ich fortginge, sagte sie langsam, „hätte er Niemand, der ihn pflegte."

Da war's ihm, als hätte er einen Schlag bekommen. Er griff nach ihrer Hand, die kalt und schwer in ihrem Schooß lag, und beugte sich weit zu ihr hin. „Sie dürfen so nicht sprechen. Sie wissen, wie krank er ist."

Zitterte sie? Sie machte einen schwachen Versuch, ihm ihre Hand zu entziehen. Aber er hielt sie nur fester. „Ja," murmelte sie, „er ist krank. Aber ich fürchte mich so vor ihm. Ach, Sie wissen nicht — Sie wissen nicht —" Wie ein Kind sah sie zu ihm auf. So hilflos, so flehend. Und ein rasendes Mitleid erfüllte ihn mit diesen zärtlichen, hilflosen Augen, mit dieser bebenden, angstvollen Stimme. Rasch stand er auf und ging einigemal in dem engen Raum auf und ab. Da war etwas in ihm aufgestiegen, das ihm die Schamröthe in's Gesicht trieb und das er nun doch nicht bannen konnte. Und immer, wenn er sie ansah, sah er, wie jung und hübsch sie war, und dachte, daß sie noch nichts, noch gar nichts vom Leben gehabt hatte.

„Es ist am besten," dachte er, „wenn ich morgen wieder abreise. Helfen kann ich nicht, und ich kann das nicht mit ansehen."

Beim Abendbrot sagte er's ihr. Mit einem langen, traurigen Blick sah sie ihn an, und ihre Mundwinkel zogen sich ein wenig hinunter. „Ja, ich dachte mir's," ach, diese tonlose Stimme! „es ist nicht angenehm bei uns!"

Er blickte auf seinen Teller. Er wollte sie nicht ansehen. Daß er doch nie gekommen wäre! Und er versuchte ihr klar zu machen, daß lediglich die Pflicht ihn zurückrufe. Er hatte Urlaub von seinem Chef erhalten, natürlich; aber bei dringenden Anläßen — und er hatte Nachricht erhalten ... Sie wußte nichts von diesen Nachrichten, und sie glaubte ihm auch nicht. Sie wußte es besser. Wer in ihr Haus kam, floh es nur zu bald wieder. All die guten Freunde und Freundinnen, die sie früher besuchten, hatten jetzt keine Zeit mehr für sie; sie hatten so viel zu thun; ja, und hatten immer anderes vor; und fürchteten auch zu stören. Und der da auch. Und doch hatte sie geglaubt, daß sie in ihm eine Stütze haben würde. Er hatte sie öfter so mitleidig angesehen; und stark und gut schien er zu sein — und wollte sie nun doch verlassen, sie, die so schwach und müde geworden.

Da legte sie wie ein Kind ihre Arme auf den Tisch und ließ den Kopf darauf sinken und begann zu weinen. Lautlos. Wie Jemand, der an stilles Weinen gewöhnt ist. Nur ihre Schultern und Arme zuckten, und hin und wieder war ein so schrecklicher Seufzer hörbar.

Der Mann saß ihr gegenüber und wagte nicht, sich zu rühren. War sie denn wirklich ein solch großes Kind, daß sie nicht ahnte, es könne noch eine andere Ursache für sein Fortgehen geben, als seine dringenden Arbeiten? Wie er sie da so gebrochen vor sich sah, das glänzende, krause Haar halb gelöst, die jungen Schultern gebeugt von einer Last, die schwer, ach, so unsagbar schwer war, da hätte er sie am liebsten an sich gezogen und gesagt: „Sei ruhig, mein armes, armes Kind! Ich will dir helfen und dich stützen. Trockne deine Thränen. Du sollst nicht mehr allein und verlassen sein!" Aber durfte er es? Es war Verrath an dem da drinnen, der ihn zu seiner Hilfe gerufen. Wer aber war der Hilfe bedürftiger? Das Weib — oder der Mann? Wie es kam? Er hatte ihre thränenfeuchte Hand in die seinige genommen und sie dadurch gezwungen, aufzublicken. Und nun er ihr armes, zuckendes Gesicht so dicht vor sich sah, diese Augen, die so flehend sprachen: „Verlaß mich nicht!" — da vergaß er den Freund und alles, was er sich über seine Pflichten gesagt, und daß es nothwendig war, morgen zu reisen.

Mit geschlossenen Augen lag sie in seinen Armen, wie leblos. Und er sagte ihr süße Trostworte; und daß er ihr helfen wollte, stark zu sein; und daß er bei ihr bleiben wollte; aber sie durfte nicht mehr weinen. Nein, er konnte ihre Thränen nicht sehen.

Erst drei Tage war Gustav im Haus, und der Kranke meinte, es sei auf einmal Frühling geworden. Wachte er auf, sah er in Annas rosiges, strahlendes Gesicht, und ihre Hände berührten ihn so lieb und zärtlich, und ihre Augen sahen ihn ganz anders an als früher. Sie plauderte auch wieder mit ihm wie damals, als sie noch so glücklich waren; neben seinem Bett standen Blumen, Veilchen und Rosen, und seine Lieblingsgerichte wurden gekocht.

„Ich bin so glücklich," sagte der Sterbende zum Freund, „sie ist ganz anders geworden. Du hast ihr wohl in's Gewissen geredet?"

Und er schloß die Augen. Er hörte sie draußen singen, und mit einem glücklichen Lächeln schlief er ein...

Zu naturgetreu.

Der Brunnenwirths-Sepp, der schon seit längerer Zeit mit der nicht mehr gerade jungen Halter-Liesl ein G'spusi getrieben, möchte auf gute Manier von ihr loskommen. — Da fällt ihm eine Schlauheit ein. Er beredet sich mit seinem Freund, dem Graben-Toni, daß dieser die Liesl zu einem Stelldichein verleiten sollte; dann würde er — der Sepp — plötzlich dazukommen und wegen ihrer Untreue mit ihr brechen.

Richtig, der Toni bringt durch vieles Zureden die Liesl so weit herum, daß sie mit ihm ein Zusammentreffen nach Gebetläuten bei der Haselstauden am Moosbachlrain ausmacht. Der Sepp schleicht sich zur rechten Zeit dazu und erwischt Beide. Wie er sie aber so in traulichem Gespräch beisammen sieht, packt ihn plötzlich eine wüthende Eifersucht. Er faßt den Toni und prügelt ihn windelweich durch. Erst nach längerer Zeit gelingt es der Liesl, das arme Opfer zu befreien, das schleunigst und verblüfft Reißaus nimmt. —

„Du, hör' einmal," sagt am anderen Morgen der Toni zu seinem Freunde, „wie war denn dös gestern eigentli'? Warum hast D' mi' denn gar so sakrisch g'haut?"

„Ja, schau," meint der Sepp verlegen, „sunst hätt's ja g'rad ausg'schaut, als hätt'n wir's ausg'macht mitand'!"

Sie schimpft nicht.

Die Sachsenhäuser sind bekannt wegen ihrer geradezu klassischen Grobheit, der Virtuosität im Schimpfen und dem Erfinden drastischer, zu diesem Genre gehörender Redensarten.

Eine Sachsenhäuserin begiebt sich im vollen Sonntagsstaat nach Offenbach, um in einer dortigen Kirche das Abendmahl zu nehmen. Unterwegs wird sie von einem Schusterjungen angerempelt, tritt in eine Pfütze und bespritzt sich das Festgewand. „Du", sagte sie feuerroth vor Zorn zum Schusterjungen, „heut' will i nit schimpfe; i geh zu Hergotts Tisch, aber morche soll Dich ä siedig's Dunnerwedder zehndausend Klafter tief in de Erdbode 'nein verschlage, daß Dich der Herrgott am jüngste Tag mit der Latern' suche muß, Du Lausbub, elendiger!"

Stoßseufzer.

Guter Rath ist theuer;
Aber ach! wie schad':
Theu'rer noch als dieser
Ist ein gutes Rad!....

— Gute Replik. Dame: „Ich sage Ihnen nur: die Ehen werden im Himmel geschlossen." — Junggeselle: „Deshalb heirathe ich auch nicht bei Lebzeiten."

— Aha! Sie: „Nicht wahr, Du schenkst mir eine Locke von Dir?" Er: „Wenn's Dir Freude macht?" Sie: „Ja... aber ein schönes Medaillon dazu!"

Anmuth.

Was heißt eigentlich „Anmuth"? Die Anmuth ist ein Gebahren, das den Nächsten angenehm und sympathisch berührt. Die meisten Frauen und Mädchen, die sich überhaupt Gedanken über die Anmuth machen, hegen meist die völlig irrige Meinung, dieselbe sei eigentlich nur außer dem Hause, für die Fremden in Anwendung zu bringen, um den guten Eindruck, den man mit seiner Persönlichkeit machen will, noch dadurch zu erhöhen; für die eigenen vier Wände aber habe sie gar keinen Zweck. Dem ist jedoch nicht so; im Gegentheil, nirgends ist die natürliche Anmuth des Weibes richtiger angebracht und nothwendiger als im eigenen Heim, nirgends ist sie ein dringenderes Bedürfniß als am eigenen Herd, nirgends wird sie wohlthätiger empfunden als am eigenen Tisch. Dieses sollten die Frauen bedenken und mehr berücksichtigen, gewiß, sie würden dadurch manchen Schaden verbessern, manchen ehelichen Sturm verhindern, manchem Haus- und Herd-Entfremdeten sein Heim, sein Weib näher bringen, werther machen können.

Es giebt Frauen, die ihren Pflichten bis in's Kleinste mit größtem Eifer und mit Aufopferung vorstehen, dieselben aber mit einer Trockenheit und Nüchternheit erfüllen, die nicht eine Spur von Anmuth birgt, und doch giebt die Anmuth selbst der nüchternsten Thätigkeit einen liebenswürdigen Reiz.

Man wird vielleicht sagen, wie kann eine Frau, die den ganzen Tag harte Arbeit thut und Sorgen um's tägliche Brot hat, auch noch anmuthig sein, überhaupt an Anmuth denken, und doch ändert die Anmuth an ihrer äußeren Lebenslage ja nichts, kann dieselbe ja höchstens verbessern; denn man wird lieber Jemanden mit anmuthigem Wesen um sich haben, als ein mürrisches Geschöpf. Gerade für solche Frauen hat die Anmuth eigentlich doppelten Werth, denn sie erhöht den Werth des geringsten Gegenstandes, der geringsten Dienstleistung, z. B. ein noch so einfaches Mahl anmuthig, d. h. in reinlicher Kleidung, mit freundlichem Gesicht, auf sauberem Tisch und Teller, in peinlich geordnetem Zimmer, mit leiser, angenehmer Geberde servirt, wird der Familie, überhaupt jedem anständigen Menschen viel begehrenswerther sein, als ein üppiger Tisch unter den entgegengesetzten Bedingungen.

Anmuth in Wort und Ton, in Haltung und Geberde hält alle Niedrigkeit fern; wir sollten sie also viel höher schätzen und mit uns zu Tische sitzen, aufstehen und zu Bette gehen lassen, und darüber nicht wie so viele, sogar gebildet sein wollende Frauen denken: „Ach, man ist ja nur zu Hause; es sieht Einen ja Niemand, da ist das doch gar nicht der Mühe weth." Das ist aber weit gefehlt, gerade für den Mann, für die Familie und auch für uns selbst ist das Beste unseres Ichs gerade gut genug; da sollen wir es hergeben und entfalten und nicht für fremde, gleichgültige Augen und Ohren.

Hüterinnen und Pflegerinnen des trauten Herdes sollen wir sein, die in Tugend und Anmuth an demselben für ihre Lieben schalten und walten.

Anmuth ist ein liebes Ding und sogar den Aermsten erreichbar; denn sie kostet nichts, die gütige, liebe Natur hat sie uns mitgegeben zum Schmuck unserer Person, unseres Daseins, unseres Heims und zur Freude für Alle, bei denen wir sie bethätigen. Sie erfordert nur ein wenig Energie, Selbstzucht und Selbsterziehung; ihr müssen wir unsere unangenehmen Eigenschaften, unsere Trägheit opfern, sie mehr beherrschen und hervortreten lassen, und sie wird uns eine liebe Führerin sein und uns gewiß viel Freude machen.

Versenken wir uns recht in den Gedanken ihrer Nothwendigkeit, pflegen wir sie; denn sie bedeutet für unser Heim, für unser tägliches Leben, ob wir nun arm oder reich, vornehm oder gering sind, den schönsten Schmuck, den süßesten Duft unserer Person; sie ist die lieblichste Blume, die uns blüht, und die uns auch dann noch begleitet, wenn die Jugend mit ihrer Strahlenkrone vorüber, wenn der Herbst des Lebens uns nach und nach all' unsere körperliche Reize geraubt; sie bleibt uns sogar treu, wenn wir sie nur in Liebe pflegen, selbst wenn der Sturm der Jahre uns längst den Schnee auf's Haupt geweht hat. Sie, die liebliche Tochter der Natur, sie ist an kein Alter, an keine Schönheit gebunden, sie läßt all' ihre Trägerinnen, ob jung oder alt, hübsch oder häßlich, lieblich und sympathisch erscheinen; denn wir freuen uns sowohl an der anmuthigen Jungfrau als auch an der anmuthigen Matrone; darum lasset uns Frauen ihre würdigen Priesterinnen sein.

— Thatsachen beweisen. A.: „Denke Dir, Emil sagte doch immer, daß Bruno sein bester Freund wäre, und nun hat Bruno die Braut von Emil abspenstig gemacht und sie geheirathet! Wie findest Du das?" — B.: „Eine größere Aufopferung konnte Bruno gar nicht zeigen."

— Neugierig. Fremder (spät Abends in's Zimmer tretend): „Keinen Lärm, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist; ich bin der Mann, der vergangene Woche bei Ihnen eingebrochen hat!" — Dichter (zitternd): „Und was wollen Sie jetzt noch?" — Fremder: „An dem betreffenden Abend habe ich ein Manuscript von Ihnen mitgenommen, „Der blaue Heinrich oder die ausgelöschte Laterne", aber der Roman ist nicht vollständig und deshalb wollte ich mich 'mal erkundigen, ob sich die beiden Helden zum Schluß noch kriegen?"

Für unsere Kinder.

Galvanismus.

Legt man ein Stäbchen von Zink (etwa in Gestalt eines Theelöffels) auf die Zunge und einen silbernen Theelöffel unter die Zunge, und bringt man die beiden aus dem Munde hervorragenden Enden in Berührung, so empfindet man auf der Zunge einen auffallenden Geschmack von Säure. Legt man umgekehrt den Zinklöffel unten und den Silberlöffel oben an die Zunge, so wird der Geschmack etwas anders, mehr brennend. Eine unmittelbare Berührung der beiden Enden ist in diesem Falle nicht eben nöthig; es reicht schon hin, um den Geschmack zu erregen, wenn man diese beiden Enden durch ein drittes Metall in Verbindung bringt. Geschieht aber die Verbindung durch Hülfe eines Nichtleiters, so bleibt die Wirkung aus.

Es ist hier etwas der Elektricität Aehnliches wirksam, und man nennt dieses Etwas nach dem Namen des Entdeckers, Galvani, Galvanismus. Fortgesetzte Untersuchungen des Professors A. Volta zeigten, daß jedes Mal, wenn zwei verschiedene Metalle in Berührung kommen, dieselben sich elektrisch erregen und die Elektricität unter einander auszugleichen suchen. Diese Elektricität, also Galvanismus benannt, oder auch Berührungs-Elektricität, kann durch verschiedene Vorrichtungen, die man im Laufe der Zeit erfunden, in verstärktem Maße dargestellt und nützlich verwandt werden.

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe hatte ein Stück Käse gestohlen und setzte sich auf einen Baum, um seinen Raub zu verzehren.

Kaum gewahrte dies der Fuchs, als er auch schon voll Begehrlichkeit nach dem herrlichen Bissen trachtete und auf eine List sann, ihn zu bekommen.

Demüthig näherte er sich dem Baume und sprach zu dem Raben: „Edelster der Vögel, Liebling der Götter und Menschen, wie schön ist dein Gefieder, wie strahlend dein Auge und wie edel dein Schnabel! — Wenn deine Stimme auch so schön klingt, so bist du der König der Vögel."

Geschmeichelt durch diese Lobsprüche, dachte der Rabe, die kann ich ihn ja hören lassen; er öffnete seinen Schnabel, um sein hohles Rab! Rab! erschallen zu lassen, ließ dabei aber den Käse fallen.

Gierig verschlang ihn der Fuchs und rief dem Raben höhnisch zu: „Diesen Brocken wollte ich haben, und weil ich deine Dummheit kannte, rühmte ich deine Stimme.

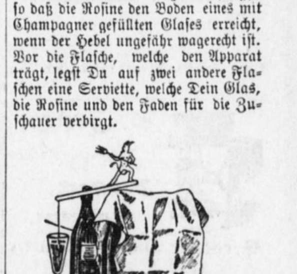
Beschämt flog der Rabe davon.

Vom Kirschbaum.

In unserem Garten steht ein Kirschbaum, der ist ein freundlicher Wirth. Im Frühling steht er voll Blüthen, weiß wie Schnee. Da summt's und brummt's und surrt's und schwirrt's. Es kommen die Gäste, die Bienen und Käfer. Die Blätter sind ihre Tische, die Blüthen ihre Tassen. Thau und Honig ist ihr Morgentrank. Im Sommer gibts noch bessere Kost. Dafür kommen andere Gäste. Was gibts denn da zu schmausen? Und wer ist der Esser, wer der Näscher?

Der Champagner-Teufel.

Gegen Schluß einer munteren Unterhaltung, wenn Frohsinn und Heiterkeit herrscht, machst Du Deinen Tischnachbarn den Vorschlag, ihnen den Teufel zeigen zu wollen. Aus einem Menukarton schneidest Du einen Streifen von ungefähr 2 Centimeter Breite; am einen Ende desselben läßt Du ein Rechteck stehen, welches Du in einer mehr oder weniger kunstvollen kleinen Teufelsfigur ausschneidest. Dieser Streifen wird mit einer Stecknadel an dem Pfropfen einer Flasche befestigt, so daß er wie ein Hebel um die Nadel schwingen kann; das Ende, welches den Teufel trägt, muß länger als das andere sein. Aus einer Dessertschale nimmst Du nun eine trockene Malaga-Rosine, welche Du an einem Faden an das andere Ende des Hebels hängst, so daß die Rosine den Boden eines mit Champagner gefüllten Glases erreicht, wenn der Hebel ungefähr wagerecht ist. Vor die Flasche, welche den Apparat trägt, legst Du auf zwei andere Flaschen eine Serviette, welche Dein Glas, die Rosine und den Faden für die Zuschauer verbirgt.



Die Bläschen von Kohlensäure, welche sich in dem Chamgner entwickeln, sammeln sich nun um die Rosine, welche dadurch immer leichter wird, so daß sie nach einigen Sekunden bis an die Oberfläche hinauf geführt wird. Da der Faden jetzt nicht mehr stramm ist, sinkt der längere Arm des Hebels hinab, und der Teufel verschwindet hinter der Serviette. Die Höhe des Teufels muß also gleich der Höhe des Weines im Glase oder etwas kleiner sein. Wenn die Rosine zur Oberfläche gekommen ist, lösen die Kohlensäureblasen sich auf; die Rosine sinkt deshalb wieder auf den Boden, zieht den Faden wieder straff und der Teufel erscheint auf's Neue. Diese abwechselnde Bewegung der Rosine wird zehn Minuten oder länger fortdauern. Statt des Champagners kann man auch Selterswasser benutzen.